

Mees, U. (2006). Zum Forschungsstand der Emotionspsychologie – eine Skizze.
In R. Schützeichel (Hg.), *Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze*
(S. 104-124). Frankfurt: Campus.

Zum Forschungsstand der Emotionspsychologie – eine Skizze

Ulrich Mees

1 Einleitung

Seit einem guten Vierteljahrhundert stellt die Erforschung der Emotionen einen Schwerpunkt der modernen Psychologie dar. Diese Schwerpunktsetzung entspricht natürlich dem zentralen Anliegen der Psychologie als einer Wissenschaft, zu deren Gegenstand das Beschreiben und Erklären menschlichen Erlebens und Verhaltens gehört. Und Emotionen wie Freude, Angst, Ärger oder Trauer sind nun unstrittig bedeutsame Facetten des menschlichen (Er-)Lebens.

Aber auch innerhalb des Konzerts jener Wissenschaften, die sich mit Emotionen beschäftigen (also den Emotionswissenschaften), dürfte die Psychologie einen nicht zu überhörenden Part spielen. Dies lässt sich unter anderem ablesen an der Vielzahl emotionspsychologischer Buchveröffentlichungen, an den drei internationalen emotionspsychologischen Fachzeitschriften *Motivation and Emotion*, *Cognition and Emotion* und *Emotion*, aber auch an der Tatsache, dass die überwiegende Zahl der Mitglieder der interdisziplinären und internationalen Gesellschaft zur Erforschung von Emotionen („International Society of Research of Emotion“, ISRE; <http://facpub.stjohns.edu/~booner/ISRE/ISRE.html>) Psychologen sind. Diese Gesellschaft veranstaltet übrigens alle zwei Jahre eine Konferenz zum Thema „Emotionen“ und gibt einen Newsletter heraus (*Emotion Researcher*), der seit einiger Zeit auch als Plattform zur Diskussion kontroverser Themen benutzt wird. Darüber hinaus erscheinen emotionsrelevante Forschungsarbeiten in vielen weiteren psychologischen Fachzeitschriften.

Angesichts der Fülle von Forschungen zum Thema Emotionspsychologie kann hier natürlich kein Überblick erstellt werden, insbesondere nicht zu Analysen *spezifischer* Emotionen wie Angst, Freude, Ärger oder Stolz (s. dazu aber Lewis & Haviland-Jones 2000; Otto, Euler & Mandl 2000); stattdessen sollen (durchaus selektiv) einige wichtige *allgemeine* Ergebnisse und Probleme der aktuellen Emotionspsychologie skizziert werden.

2 Der Gegenstandsbereich der Emotionspsychologie

Das Wort *Gefühl* wird in der deutschen Umgangssprache in unterschiedlicher Bedeutung verwendet, wobei nicht alle Verwendungsweisen zum Gegenstand der Emotionspsychologie gehören. Die folgende Abbildung 1 gibt einen Überblick:

- Hier bitte Abbildung 1 einfügen -

Zunächst können *affektive* und *nicht-affektive* Gefühle unterschieden werden. Der Begriff *Affekt* bezieht sich hier auf die Repräsentation einer Bewertung (gut / schlecht bzw. angenehm / unangenehm) und *nicht* etwa auf einen außergewöhnlichen Zustand, bei dem wir uns nicht beherrschen können, wie etwa, wenn „im Affekt die Hand ausrutscht“. Stattdessen soll hier Affekt wie im angloamerikanischen Sprachraum als Oberbegriff für aktuelle oder dispositionale (dauerhafte) Zustände verwendet werden, die Repräsentationen von Bewertungen beinhalten.

Nicht-affektive Gefühle beziehen sich entweder auf dispositionale Fähigkeiten wie etwa das Ball- oder Taktgefühl oder auf Charaktereigenschaften wie z.B. das Ehr- oder Pflichtgefühl; aktuell beziehen sich die nicht-affektiven Gefühle auf Eindrücke oder Ahnungen, deren Wissensbasis unsicher ist oder die nicht weiter begründet werden können; z.B. antwortet ein Kandidat in einer Fernsehquizsendung auf eine entsprechende Frage: „Ich habe das Gefühl, Berlin liegt nördlicher als London, bin mir aber nicht sicher.“ Solche Urteile können natürlich richtig *oder* falsch sein. Auch Gefühle der Gewissheit oder Vertrautheit sind hier einzuordnen.

Die Bezeichnung *affektive Gefühle* ist kein Pleonasmus (wie etwa „weißer Schimmel“), da das Wort „Gefühl“ in verschiedenen Zusammenhängen eben Unterschiedliches bedeutet. Dabei kann differenziert werden zwischen den *dispositionalen affektiven Persönlichkeitseigenschaften* (Temperamenten) wie etwa Ängstlichkeit oder Jähzorn, und den *aktuellen affektiven Gefühlszuständen*, zu denen die Emotionen, die Stimmungen sowie die Empfindungen bzw. Körpergefühle gehören. Im folgenden werde ich mich auf diese Gruppe der affektiven Gefühlszustände beschränken, da insbesondere *Emotionen und Stimmungen* das eigentliche Thema der Emotionspsychologie darstellen.

Kurz zu den Körpergefühlen bzw. Empfindungen: Diese beziehen sich auf durch Rezeptoren vermittelte bewusste affektive Zustände; sie entstehen durch Sinneswahrnehmungen bzw. durch Reize der physischen Außenwelt (z.B. Hitze- oder Kälteempfindungen, Lautstärkeempfindungen, Geruchs- oder Geschmacksempfindungen), aber auch durch körpereigene

Reize, z.B. Muskelspannungsempfindungen, oder aufgrund von Signalen über innere Organzustände, wie z.B. Hunger oder Durst. Körpergefühle haben also physische Ursachen und werden *nicht* kognitiv vermittelt. Genau dies ist aber bei den eigentlichen Emotionen der Fall (s.u.).

Emotionen wie Freude, Angst, Trauer usw. sind zudem auf etwas (als „Objekt“) gerichtet, d.h. man freut sich *über etwas*, hat Angst *vor etwas*, liebt *jemanden* usw. Dieses Objekt, auf das die Emotion gerichtet ist, erscheint subjektiv als Grund dieser Emotion: *Weil* es schönes Wetter ist, freue ich mich.

3 Bestandteile einer Emotion

In der Emotionspsychologie werden häufig mehrere Bestandteile, Aspekte bzw. Komponenten von Emotionen unterschieden, nämlich die kognitive Komponente, die handlungsbezogene bzw. motivationale Komponente, die expressive Komponente, die psychophysiologische Komponente und schließlich die Komponente des subjektiven Erlebens. Die *kognitive Komponente* bezieht sich auf die Repräsentation der persönlichen Wichtigkeit oder Bedeutung eines Aspekts der auf gefassten Welt. Der *handlungsbezogene Aspekt* ist auf die Beantwortung der Frage gerichtet, welche Handlungstendenzen diese emotional relevanten Aspekte der wahrgenommenen Welt veranlassen; dies ist oft verbunden mit der Frage, in welcher Art und Weise die Emotion ausgedrückt wird (z.B. per Mimik oder Gestik) (*expressiver Aspekt*). Der *psychophysiologische Aspekt* bezieht sich einerseits auf die objektive Analyse möglicher Aktivierungen des autonomen und zentralen Nervensystems beim Erleben von Emotionen mit ihren Auswirkungen auf Eingeweide und Skelettmuskulatur, andererseits auf die von der erlebenden Person subjektiv wahrgenommenen körperlichen Veränderungen. Letzteres gehört auch zum wichtigsten Aspekt, nämlich zum *subjektiven Erleben*. Dieses Erleben macht das eigentliche, bewusste emotionale Gefühl aus. Die Fähigkeit zum emotionalen Fühlen ist beim Menschen besonders ausgeprägt: Der Mensch ist das emotionalste aller Lebewesen. Dies hängt natürlich mit seiner einzigartigen kognitiven Kapazität zusammen: Um Emotionen erleben zu können, bedarf es kognitiver Voraussetzungen und kognitiver Prozesse, die uns allerdings nicht immer bewusst sind (dazu später).

3.1 Kognition bzw. Bewertung als Klassifikationsgrundlage von Emotionen

Zunächst zur *kognitiven Komponente*: Diese bezieht sich auf die Einschätzung bzw. Bewertung relevanter Aspekte der Welt, so wie die bewertende Person sie auffasst. Alle modernen kognitiven Emotionstheorien gehen davon aus, dass diese Bewertungen sowohl über die *Art* der jeweiligen Emotion (ob also etwa Freude oder Angst erlebt wird) entscheiden als auch die *Intensität* der jeweiligen Emotion bestimmen (vgl. für viele: Lazarus 1991; Scherer, Schorr & Johnstone 2001). Das nachfolgende Klassifikationsschema (s. Abb. 2) gibt einen Überblick über die Einordnung von 23 Emotionstypen nach der vorgenommenen Bewertung durch eine bewertende Person (ein Emotionstyp umfasst mehrere Varianten einer Emotion, die grundlegende Merkmale teilen, sich aber z.B. in ihrer Intensität voneinander unterscheiden können) (vgl. Ortony, Clore & Collins 1988; Mees 1991). Bei einer Bewertung bewertet eine Person (A) etwas oder jemanden (nämlich das Objekt der Bewertung B) in Bezug auf etwas (nämlich in Bezug auf das Bewertungskriterium C).

Je nach den unterschiedlichen Objekten der Bewertung lassen sich drei Hauptklassen von Emotionen unterscheiden:

- Hier bitte Abbildung 2 einfügen -

Die *erste Hauptklasse* bilden die *ereignisbezogenen Emotionen* (linker Zweig); bei diesen Emotionen werden Ereignisse, also die Auffassungen des Individuums über die Welt und ihre Veränderungen, hinsichtlich seiner Wünsche und Ziele beurteilt: Inwieweit entspricht das jeweilige Ereignis den eigenen Zielen oder Wünschen?

Diese Emotionsklasse umfasst *drei Emotionsgruppen*: Als erstes die *Wohlergehen-Emotionen*; bei diesen richtet die bewertende Person ihre Aufmerksamkeit auf die Implikationen des fraglichen Ereignisses für sich selbst. Diese Gruppe umfasst positive Emotionen wie Freude, Glück oder Entzücken sowie negative Emotionen wie Leid, Trauer u.a. Beim Emotionstyp „Freude“ ist man zufrieden mit einem erwünschten Ereignis; beim Emotionstyp „Leid“ ist man unzufrieden mit einem unerwünschten Ereignis.

Bei der zweiten Gruppe dieser ereignisbezogenen Emotionen ist eine Erwartung relevant. Diese Emotionen sind also die *Erwartungsemotionen* wie etwa „Hoffnung“ und „Furcht“ bzw. „Angst“. Sie beinhalten eine Erwartung eines erwünschten Ereignisses (bei „Hoffnung“) oder aber eine Erwartung eines unerwünschten Ereignisses (bei „Furcht“ oder „Angst“). Wenn ein erwartetes Ereignis erwartungswidrig eingetreten oder ausgeblieben ist, kann

entweder „Erleichterung“ (bei zuvor erlebter Angst) oder aber „Enttäuschung“ (bei zuvor erlebter Hoffnung) auftreten.

Bei der dritten Gruppe dieser ereignisbezogenen Emotionen - den *Empathie-Emotionen* - werden die Ereignisse daraufhin beurteilt, ob sie *von anderen* erwünscht oder unerwünscht sind. Sie werden also im Hinblick auf *deren* vermutete Ziele oder Wünsche beurteilt. Bei „Mitfreude“ z.B. ist die bewertende Person zufrieden mit einem Ereignis, das von einer anderen Person vermutlich als erwünscht angesehen wird.

Die *zweite Hauptklasse* von Emotionen (s. mittlerer Zweig) sind die *handlungsbezogenen Emotionen* bzw. *Attributionsemotionen*. Bei diesen wird das Tun und Lassen von Urhebern bzw. verantwortlichen Subjekten anhand von *Normen* und *Standards* als Bewertungskriterien beurteilt. *Normen* regeln das soziale Miteinander, sie beziehen sich auf das, was nach Meinung der bewertenden Person gelten *sollte*. *Standards* sind Gütemaßstäbe für Leistungen. Wenn man z.B. *sich selbst* als Urheber für ein Tun oder Lassen ansieht, das man billigt, also als loblich ansieht, kann die Emotion „Stolz“ erlebt werden; wenn man sich dagegen die Verantwortung für ein Tun oder Lassen zuschreibt (attribuiert), das man missbilligt, kann die Emotion „Scham“ erlebt werden.

Eine besondere Gruppe von Emotionen sind die *Verbindungsemotionen des Wohlergehens und der Attribution*. Diese umfassen als positive Emotionen „Selbstzufriedenheit“ und „Dankbarkeit“, als negative Emotionen „Selbstunzufriedenheit“ und „Ärger“. Sie sind zusammengesetzt aus Merkmalen der Emotionen des „Wohlergehens“ und der „Attribution“. So können etwa die „Ärgeremotionen“ wie folgt definiert werden: „Unzufrieden sein mit einem unerwünschten Ereignis aufgrund einer tadelnswerten Tat einer anderen Person“.

Schließlich können auch Personen und Objekte bewertet werden bzw. ihre als zeitstabil erachteten Eigenschaften, Fähigkeiten und Merkmale. Die logische Struktur dieser *dritten Hauptklasse von Emotionen*, der sogenannten *Beziehungsemotionen*, wird im rechten Zweig der Abbildung 2 dargestellt. Die Kriterien für die Bewertung von Personen und Objekten sind zum einen die *Werte* der bewertenden Personen, zum anderen ihre *subjektiven Vorlieben und Abneigungen*. Bei den *Werten* wird von der bewertenden Person eine allgemeine Übereinstimmung unterstellt, d.h. sie ist der Meinung, dass andere Menschen den Wert etwa von „Großzügigkeit“ oder von „Musikalität“ ebenso achten wie sie selbst. Personen bzw. Objekte können nun Werte personifizieren oder verkörpern. Sie sind dann mehr oder weniger „wert-

voll“ oder aber „unwerthaltig“. Die (positive) *Wertschätzungsemotion* der „Bewunderung“ wird z.B. dann angeregt, wenn die bewertende Person eine andere als „wertvoll“ schätzt.

Im Unterschied zu den Werten wird bei den subjektiven *Vorlieben und Abneigungen* kein allgemeiner Konsens unterstellt. Ob jemand in seiner Freizeit gerne taucht oder in die Berge kraxelt, oder ob jemand gerne Fisch isst oder nicht, ist „Geschmackssache“, und über Geschmack lässt sich nicht mit Argumenten streiten. Die entsprechenden *Attraktivitäts-emotionen* lassen sich in den Emotionstyp der Zuneigungsemotionen (positiv) und in denjenigen der Abneigungsemotionen (negativ) unterteilen. Die Zuneigungsemotionen (einschließlich der Liebe als intensivster Zuneigungsemotion) können z.B. definiert werden als „eine anziehende Person bzw. ein anziehendes Objekt mögen“.

Beziehungsemotionen wie z.B. Liebe können *aktuell* erlebt werden (z.B. als ein „Aufwallen“ der Zuneigung), sie können aber auch *zeitstabil* sein: In diesem Fall sind es *emotionale Gefühlshaltungen*. Während sich die emotionalen Gefühlshaltungen (wie etwa Liebe) auf spezifische Personen oder Objekte richten (etwa auf die Partnerin bzw. den Partner), sind die affektiven Temperamente gegenstandsunspezifischer.

Dieses Strukturschema legt eine bestimmte *Mindestzahl* von qualitativ unterschiedlichen Emotionstypen nahe. Neben den 23 Emotionstypen in der Abbildung 2 kommen noch weitere 11 Emotionstypen hinzu, die entweder komplexe Verbindungsemotionen sind (so etwa „Eifersucht“, „Schuld“ und „Genugtuung“) oder aber selbstbezügliche, reflexive Emotionen wie „Selbstmitleid“ oder „Selbstwertschätzung“. Darüber hinaus sind manche Varianten innerhalb eines Emotionstyps differenziert genug, um qualitativ eigenständig erlebt werden zu können: So unterscheidet sich etwa „Langeweile“ von der „Trauer“, obwohl beide Emotionen Varianten innerhalb desselben (Leid-)Emotionstyps sind.

Der Ausgangspunkt dieses Klassifikationsschemas von Emotionen ist die Analyse des Bedeutungsgehalts, also der Semantik, von Emotionswörtern der deutschen Sprache. Wörter wie *Liebe*, *Angst* usw. besitzen eine bestimmte Kernbedeutung, die wir erwerben, wenn wir die deutsche Sprache lernen. Diese Kernbedeutungen sind zwar überindividuell gültig und dem Erwerb durch einzelne Individuen einer Sprachgemeinschaft logisch vorgeordnet, andererseits stellt der individuelle Erwerb dieser Bedeutungen natürlich eine kognitive Leistung der entsprechenden Individuen dar. Und das aktuelle Erleben einer Emotion setzt als Grundlage eine Kognition in Form einer Bewertung voraus.

Mit Hilfe dieses Klassifikationsschemas analysierte Jahr (2000) die Emotionshaltigkeit von (Sach-)Texten, und Scheele (2003) konnte auf dieser Grundlage die (Ir-)Rationalität von Emotionen theoretisch modellieren.

3.2 Emotion und Handlung

Nicht jede Emotion hat eine spezifische Handlungsbereitschaft bzw. Handlung zur Folge. Positive Wohlergehen-Emotionen wie Freude und Entzücken werden ja erlebt, wenn etwas Erwünschtes eingetreten ist; hier liegt dann keine Diskrepanz mehr zwischen einem Ist- und einem Soll-Zustand vor. Da Handeln auf die Reduktion von Ist-Soll-Diskrepanzen abzielt, wird verständlich, warum bei positiven Wohlergehen-Emotionen keine unmittelbare Handlungsveranlassung vorliegt. (Allerdings lässt sich empirisch eine Neigung beobachten, intensive Emotionen – außer Scham und Schuld - anderen Menschen mitzuteilen bzw. sie mit diesen zu teilen, vgl. Rimé et al. 1998). Nicht jede Emotion führt also zu einer Handlung, aber umgekehrt gilt: Wenn eine Handlung durchgeführt wird, so ist eine Emotion ihr direkter oder indirekter Grund.

So unterscheiden Mees und Schmitt (2003) zwischen den *inhaltlichen Zielen* und den *emotionalen Gründen* von Handlungen. Während das Ziel das *Was* oder die inhaltliche Ausrichtung einer Handlung bestimmt, bezieht sich der Grund einer Handlung auf die Beantwortung der *Warum-* oder *Wozu-Frage*. Mees und Schmitt (2003) gehen davon aus, dass die Gründe für Handlungen *entweder* in der Hoffnung auf den Eintritt bzw. den Erhalt des Erlebens bestimmter positiver Emotionen *oder* in der Hoffnung auf das Vermeiden bzw. Reduzieren des Erlebens negativer Emotionen besteht. Emotionen sind also die Gründe für Handlungen, oder anders formuliert: Handlungen haben subjektiv den Zweck, die affektive Qualität des Erlebens entweder zu erhalten bzw. zu verbessern oder aber die Verschlechterung der affektiven Qualität des Erlebens zu vermeiden bzw. zu verringern.

Dabei müssen nicht alle Handlungen diesem Zweck *unmittelbar* oder *direkt* entsprechen.

Es sind insgesamt vier Klassen von Gründen dafür denkbar, warum ein bestimmtes inhaltliches Handlungsziel von einer Person angestrebt und die entsprechende Handlung auch von ihr ausgeführt wird:

So können Handlungen aus dem Grund ausgeführt werden, weil sie unmittelbar Spaß machen (sie sind *direkt annäherungsmotiviert*); Handlungen können auch ausgeführt werden, weil sie

unmittelbar unangenehme Emotionen verringern oder vermeiden helfen (man tut etwas, um z.B. „der Langeweile zu entgehen“); solche Handlungen sind *direkt vermeidungsmotiviert*.

Neben diesen beiden direkt hedonistisch begründeten Handlungen können Handlungen auch indirekt annäherungs- bzw. vermeidungsmotiviert sein: Ein Schüler lernt z.B., nicht weil dieses Lernen direkt Spaß bereitet oder sofort unangenehme Emotionen beseitigt, sondern weil diese Handlung „Lernen“ als Mittel zu einem Zweck dient – etwa das Abitur zu bestehen, was dann wieder zum Erleben positiver Emotionen (wie etwa „Stolz“) führt. Dies wäre ein Beispiel für eine *indirekte Annäherungsmotivation*. Und schließlich kann man auch *indirekt vermeidungsmotiviert* sein: In diesem Fall werden zielorientierte Aktivitäten ausgeführt, um zu vermeiden, dass wichtige andere Personen beschämt, gekränkt, enttäuscht usw. werden. Durch die eigene Handlung vermeidet man unangenehme eigene Emotionen also nicht direkt, sondern indirekt: Die eigene Handlung (wie etwa das Lernen) vermeidet unangenehme Emotionen bei anderen. Dabei nimmt der Schüler im obigen Beispiel vorweg, dass das Erleben unangenehmer Emotionen bei wichtigen anderen Personen spätestens dann zu eigenen negativen Emotionen (wie Scham, Trauer usf.) führen wird, wenn diese anderen Personen ihm Vorwürfe machen.

Zwischen spezifischen Emotionen und spezifischen Handlungen bestehen analytische, konzeptuelle Beziehungen: Bestimmte Handlungen werden durch bestimmte Emotionen geradezu konstituiert. Die Handlung „fliehen“ setzt die Emotion „Angst“ bzw. „Furcht“ voraus, „trösten“ setzt „Mitleid“ und „sich beschweren“ setzt „Ärger“ voraus usw. (vgl. Mees 1991;1999). Eine Handlung wie etwa „liebkosend“ wird ja nur verständlich, wenn beim Handelnden das Erleben einer entsprechenden Emotion (hier also eine Zuneigungsemotion wie z.B. Liebe) vorausgesetzt wird. Natürlich können diese Emotionen auch nur vorgetäuscht werden, aber selbst dann wird eine konzeptuell entsprechende Emotion vorgetäuscht und nicht irgendeine beliebige: Bei der Liebkosung wird also „Liebe“ vorgetäuscht und nicht etwa „Ärger“.

3.3 Ist der Gesichtsausdruck von Emotionen universell?

Seit Darwin (1872) wird die Beziehung zwischen Emotionen und ihrem je spezifischen Gesichtsausdruck intensiv erforscht. So hat Ekman in jahrzehntelanger Arbeit (zusammenfassend 1999) gezeigt, dass der Gesichtsausdruck für einige wichtige Emotionstypen bzw. -familien (wie Angst, Freude, Ärger, Ekel und Leid bzw. Trauer) in

vielen Kulturen ähnlich ist. Beurteiler von photographisch dargestellten Gesichtsausdrucksweisen dieser Emotionen konnten die zugehörige Emotion überzufällig häufig korrekt identifizieren. Ekman folgert aus diesen und anderen Evidenzen, dass die Beziehung zwischen diesen Emotionen und ihrem spezifischen Gesichtsausdruck universell ist, weil sie im Verlauf der Evolution entstanden sei: Emotionen hätten wichtige soziobiologische Funktionen v.a. im Zusammenhang mit dem Überleben (Nahrungssuche; Schutz vor Raubtieren; Knüpfen von Bindungen) und der Weitergabe der eigenen Gene (z.B. Partnerwahl; Sorge für den Nachwuchs). Die Kommunikation eigener affektiver Gefühlszustände und Vorhaben, das Informieren über Gefahren und Chancen der jeweiligen Umwelt und damit verbunden die Beeinflussung des Empfängers dieser Informationen im Sinne des „Senders“ seien wichtige soziobiologische Funktionen von Emotionen.

Bislang allerdings konnten die Vertreter dieses *evolutionstheoretischen Ansatzes* die Emotionstypen nicht eindeutig bestimmten soziobiologischen Funktionen zuordnen. Emotionen besitzen zudem wichtige soziale bzw. kulturell vermittelte Aufgaben und nicht nur biologisch fundierte.

Allerdings hat Ekman selbst von Beginn an darauf hingewiesen, dass die jeweilige Kultur mit ihren ungeschriebenen *Darbietungs- oder Ausdrucksregeln* darüber befindet, ob, wann, wie und wem gegenüber eine bestimmte Emotion wie etwa Freude mit Hilfe des Gesichts ausgedrückt werden soll bzw. darf (bei einer Beerdigung wäre etwa ein freudiger Gesichtsausdruck in der Regel unpassend).

Auch wann eine Emotion zu erleben ist (*Erlebensregeln*), wie stark eine erlebte intensive Emotion kontrolliert werden muss (*Bewältigungsregeln*), mit welcher Emotion (etwa Mitleid) auf die Manifestation einer bestimmten anderen Emotion (wie etwa Leid) reagiert werden sollte (*Korrespondenzregeln*) u.a.m. - derartige *Emotionsregeln* (vgl. Fiebler 1990) werden sozial geformt bzw. konstruiert und kulturell vermittelt.

Der *sozialkonstruktivistische Ansatz* stellt den theoretischen Gegenpart zur Evolutionspsychologie dar. Seine Vertreter nehmen an, dass Emotionen nichts „rein Privates“ darstellen, sondern Erzeugnisse der jeweiligen Kultur sind, die sowohl individuelle wie soziale Funktionen besitzen. Averill (1982) weist etwa darauf hin, dass der Ärger-Emotionstyp die soziale Funktion hat, die Regeln und Normen einer Gesellschaft zu bewahren und Regelverletzungen zu korrigieren. Dies ist vergleichbar mit der Polizei, die auf

die Einhaltung der Gesetze achtet und bei Verbrechen einschreitet. Ärger als „Polizei-Emotion“ hat also primär soziale Aufgaben.

Moderne sozialkonstruktivistische bzw. kulturpsychologische Forschungen richten sich nicht mehr auf die Beantwortung der unfruchtbaren Alternative „universell“ oder „kulturspezifisch“, stattdessen werden anerkannte kulturpsychologische Hypothesen im Zusammenhang mit Emotionen geprüft. So kann man etwa Kulturen in eher „individualistische“ und eher „kollektivistische“ Kulturen einteilen. Während individualistische Kulturen (wie die westlichen Industrieländer) die Unabhängigkeit und Einzigartigkeit des Individuums betonen, sind kollektivistische Kulturen (Länder Ostasiens und Südamerikas) eher auf das Wohl der Gemeinschaft (v.a. der Familie) bezogen. Viele Studien zeigen, dass kollektivistische und individualistische Kulturen unterschiedliche Emotionsregeln aufweisen: Emotionen gründen in kollektivistischen Kulturen viel mehr in den Beziehungen, in denen sie auftreten – man erlebt Emotionen z.B. selten alleine; das eigene emotionale Erleben wird als viel stärker von der jeweiligen „objektiven“ Situation abhängig angesehen als von der subjektiven Interpretation durch das einzelne Individuum. Demgegenüber legen Mitglieder individualistischer Kulturen großen Wert auf ihre Unabhängigkeit, also auch auf die Subjektivität ihrer Emotionen als identitätsstützendes Merkmal ihrer Einzigartigkeit (vgl. Mesquita 2001).

3.4 Die psychophysiologische Komponente von Emotionen

Bei der Analyse dieser Komponente werden die psychophysiologischen Wechselwirkungen bei Emotionen mit Hilfe physiologischer Messmethoden erfasst. Emotionen gelten ja als exemplarische Fälle für das Studium der Beziehungen zwischen Geist und Leib bzw. Psyche und Soma. Prinzipiell könnten Untersuchungen des Zusammenhangs zwischen dem Erleben von Emotion und den körperlichen Reaktionen auch für Gesundheitsfragen von Bedeutung sein. So etwa, wenn festgestellt werden kann, dass die Unterdrückung von emotionstypischem Ausdruck und Handeln beim Erleben einer bestimmten Emotion zu erheblichen Belastungen des kardiovaskulären Systems führt (vgl. Gross & Levenson 1997).

Generell wird dem physiologischen Aktivierungssystem, v.a. dem autonomen Nervensystem (ANS), die Aufgabe zugeschrieben, den Organismus darauf vorzubereiten, eine motorische Reaktion bzw. Handlung zu aktivieren. Wenn spezifische Emotionen spezifische Handlungsbereitschaften anregen (s.o. 3.2), müssten sie daher allein aufgrund ihrer je

spezifischen Aktivitätsmuster des ANS identifizier- und unterscheidbar sein. Ob dies möglich ist bzw. unter welchen Umständen dies geschehen kann, wird gegenwärtig sehr kontrovers diskutiert (vgl. z.B. Cacioppo et al. 2000 sowie Levenson 2003). Jedenfalls stellt die Information aus peripherer ANS-Aktivität keine *notwendige* Bedingung für das Erleben einer Emotion dar; auch Querschnittsgelähmte, deren physiologische Rückmeldungswege stark beeinträchtigt waren, konnten Emotionen wie Nicht-Behinderte erleben (s. Chwalisz, Diener & Gallagher 1988).

3.5 Das subjektive Erleben einer Emotion

Das emotionale Gefühl, also das subjektive Erleben einer Emotion, ist das zentrale Bestimmungsstück der Emotion: Denn ohne bewusstes Erleben kann gar nicht von einer Emotion gesprochen werden. Allerdings müssen die kognitiven Bewertungsprozesse als Voraussetzung einer Emotion nicht unbedingt bewusst sein. Jedoch wird uns häufig erst durch eine erlebte Emotion zu Bewusstsein gebracht, wie stark wichtige Anliegen von bestimmten Umständen betroffen sind. Auf diese Weise ermöglichen Emotionen erst eine bewusste, präzise Handlungsplanung, sie übernehmen also eine wichtige Informationsfunktion für das Individuum.

Emotionen können nun definiert werden als *Bewertungsreaktionen auf Ereignisse, auf das Tun oder Lassen von Urhebern oder auf Personen/Objekte von bestimmter Intensität des Erlebens* (vgl. Mees 1991; ähnlich auch Ortony et al. 1988). Diese Erlebnisintensität spiegelt u.a. die aktuelle Bedeutsamkeit des bewerteten Sachverhalts für die Person wider, die das jeweilige emotionale Gefühl erlebt. Die Dimension des *intensiven Erlebens* ist also ein unverzichtbares Merkmal jeder Emotion.

Während die *Qualität* einer Emotion von der Art der erfolgten Bewertung bzw. von der Art des jeweils betroffenen Anliegens (ob also Wünsche oder Normen, Werte oder Vorlieben involviert sind) abhängt, wird die *Intensität* einer Emotion von bestimmten Indikatoren angezeigt (Mees 1991).

Dabei ist zu unterscheiden zwischen den sog. *potentiellen* und den für eine Emotion *typischen* Intensitätsindikatoren. Zu den potentiellen Intensitätsindikatoren gehören auch die Körpergefühle als *subjektiv* erlebte körperliche Veränderungen (wie Pulsschlag, Herzrasen, Atmung, Röte im Gesicht usw.), also *nicht* als objektiv messbare physiologische Indikatoren (s. 3.4); im Unterschied zu den Körpergefühlen sind sie Bestandteil des Erlebens bestimmter

Emotionen, werden also kognitiv vermittelt und nicht durch Rezeptoren verursacht. Weitere potentielle Intensitätsindikatoren von Emotionen sind: bestimmte Handlungsbereitschaften oder Handlungen; bestimmte typische Ausdrucksweisen; die Häufigkeit und Dauer von Gedanken oder Erinnerungen an das Bewertungsobjekt; auch langfristige Überzeugungs- und Verhaltensänderungen infolge des Erlebens einer bestimmten Emotion wurden bereits als mögliche Intensitätsindikatoren empirisch vermittelt. Das bedeutet: Je intensiver ein emotionales Gefühl erlebt wird, desto mehr wird es mit der Wahrnehmung bestimmter körperlicher Empfindungen, mit einem entsprechenden Ausdruck und/oder mit einer für diese Emotion typischen Handlung verbunden sein, und desto mehr werden die Gedanken um das Bewertungsobjekt „kreisen“. Dies trifft allerdings nur dann zu, wenn der entsprechende Indikator auch *typisch* für die jeweilige Emotion ist.

Ein *Beispiel*: Der Wunsch eines Studenten, ein unangenehmes Ereignis wie etwa eine Prüfung zu vermeiden, ist umso größer, je stärker seine Angst vor dieser Prüfung ist; wenn der Student diese Prüfung vermeidet (indem er sich z.B. nicht zur Prüfung anmeldet oder sich im letzten Moment „krank meldet“), so heißt dies, dass seine *Prüfungsangst* sehr stark gewesen sein muss. Die Handlung „Prüfungsvermeidung“ ist also ein typischer Intensitätsindikator für das emotionale Gefühl „Angst“. Ähnlich steht es mit den körperlichen Empfindungen (wie Magendruck, Herzklopfen, feuchte Hände usw.). Auch diese werden umso deutlicher erlebt, je größer die Angst wird.

Bei anderen Emotionen können diese Indikatoren aber fehlen bzw. durch andere emotionstypische Indikatoren ersetzt werden. So verspürt man beim Erleben der Emotion der *Bewunderung* für eine andere Person wohl keine Körpergefühle. Es gibt aber typische Handlungen für diese Emotion, nämlich die bewunderte Person „anerkennen“, ihr „gratulieren“ oder ihr „nacheifern“. Und für die Emotion der *Erleichterung* lassen sich keine typischen Handlungen finden, dafür aber typische Ausdrucksmuster (vom „Aufatmen“ bis hin zu den „Tränen der Erleichterung“). Es ist also wichtig, zwischen den nur potentiellen Intensitätsindikatoren und den für eine bestimmte Emotion typischen Indikatoren zu unterscheiden.

Empirische Studien zeigen nun, dass typische Intensitätsindikatoren von Emotionen jeweils mit der erlebten Intensität einer Emotion korrelieren, und dass der Zusammenhang (die Kohärenz) zwischen den verschiedenen typischen Intensitätsindikatoren mit zunehmender Intensität des Erlebens ansteigt (Mees 1997; Bonanno & Keltner 2004). Im subjektiven Erleben einer bestimmten Emotion werden also die typischen Indikatoren als

Intensitätsanzeichen integriert. Eine Bewertung wird erst dann zu einem emotionalen Gefühl, wenn wenigstens einer der emotionstypischen Intensitätsindikatoren subjektiv erlebt wird. Diese Bewertungsreaktion muss also ausreichend intensiv sein. Ist das nicht der Fall, handelt es sich nicht um eine Emotion, sondern um ein *bloßes Urteil*: Man findet z.B. einen Kinofilm „ganz nett“, er „reißt einen aber nicht vom Hocker“, und man vergisst ihn sofort wieder. Das subjektive Erleben eines typischen Intensitätsindikators gehört also zu den definierenden Merkmalen einer Emotion.

4 Zwei Wege der Emotionsentstehung

Man kann zwischen zwei Wegen der Emotionsentstehung unterscheiden (Lazarus 1991; Clore & Ortony 2000): Wie oben (3.1) ausgeführt, kann eine Emotion aufgrund der *aktuellen Einschätzung der emotionalen Bedeutung* von Ereignissen, Taten und Personen bzw. Objekten für die Anliegen der bewertenden Person entstehen. Daneben lässt sich aber noch ein zweiter Weg unterscheiden: Als Beispiel sei ein Vietnamkriegs-Veteran genannt, der eine Panik-Attacke erleidet, als er in einem Gewächshaus arbeitete. Hitze, Feuchtigkeit und tropisches Ambiente lösten offensichtlich eine traumatische Reaktion aus, die einer früheren Angstreaktion während des Vietnamkrieges ähnelten. Bruchstücke eines aktuellen Erlebens aktivierten gewissermaßen automatisch frühere emotionale Erfahrungen aufgrund einer oberflächlichen Ähnlichkeit. Clore und Ortony (2000) sprechen hier von der *Wiederherstellung einer früheren emotionalen Bedeutung*. Diese Reaktion kann einen selbst überraschen oder sogar „irrational“ erscheinen, gerade wenn die aktuelle Einschätzung der Situation diese heftige emotionale Reaktion nicht rechtfertigt.

Dennoch werden auch derartige „wiederhergestellte Emotionen“ kognitiv vermittelt. Auch aus anderen Bereichen der Psychologie ist bekannt, dass automatisch aktiviertes kognitives Material sowohl zu komplexen wie zu überraschenden Folgen führen kann: So erhielten in einer Studie die Probanden (Pbn) die Aufgabe, durcheinander gewürfelte Sätze möglichst schnell in die grammatisch richtige Reihenfolge zu bringen. In einer Versuchsbedingung enthielten die Sätze einen inhaltlichen Bezug zu älteren Menschen (z.B. „Miami“, „Bingo“ oder „vergesslich“); diese Versuchsanordnung genügte bereits, bei den Pbn das Stereotyp des älteren Menschen automatisch zu aktivieren, was sich daran zeigte, dass die Pbn signifikant langsamer vom Laborraum zum Fahrstuhl gingen (Bargh 1997). Solche automatischen Aktivierungsvorgänge sind also nicht auf Emotionen beschränkt.

Auch die Fälle, in denen man sich der Quellen der eigenen Emotion nicht bewusst ist, widersprechen nicht der Ansicht, wonach Emotionen kognitiv vermittelt werden: In diesen Studien zum sog. *subliminalen Priming* (also einer unbewussten Voreinstellung) wird z.B. ein positives oder ein negatives Wort extrem kurzfristig (unterhalb der Wahrnehmungsschwelle, also subliminal) dargeboten und ein neutraler Reiz (etwa ein chinesisches Schriftzeichen) erscheint unmittelbar danach und blockiert (bzw. maskiert) das bewusste Erkennen des ersten Wortes. Als Ergebnis wird der nachfolgende Reiz (das chinesische Schriftzeichen) entsprechend der semantischen Bedeutung des ersten Wortes positiver oder negativer eingestuft als ohne diese Prozedur. Clore und Ortony (2000) interpretieren dieses Ergebnis wie folgt: Die visuelle Maskierungsprozedur verhindert zwar, dass die Pbn wissen, wo und unter welchen Umständen sie den ersten Reiz gesehen haben, aber nicht, um welchen semantischen Inhalt es geht. Als Folge davon wird zwar eine Bedeutung aktiviert, aber die Erinnerung daran, woher diese Bedeutung stammt, ist blockiert. Ohne Kontextwissen, also dem Wissen um Zeit, Ort und Kontext einer Erfahrung, können nur die allgemeinsten Bedeutungsaspekte aktiviert werden. Diese sog. „implizite“ oder „unbewusste“ Aktivierung durch die subliminale Priming-Prozedur führt also zu einer semantischen Anregung ohne irgendwelche kontextgebundenen, episodischen Begrenzungen. Der entscheidende Umstand ist also nicht, dass ein Reiz extrem kurzfristig (subliminal) gezeigt wird, sondern ob die Pbn zwischen semantischen und episodischen Informationen unterscheiden können. Es genügt, wenn sie abgelenkt sind, der Reiz braucht nicht unterhalb der bewussten Wahrnehmungsschwelle zu liegen (s. oben Bargh 1997).

So kann die Angstatacke im o.g. Fall des Vietnamkrieg-Veterans dadurch erklärt werden, dass auch hier die emotionale Bedeutung der ursprünglichen Situation uneingeschränkt von spezifischem episodischen Wissen, das die eine Situation von der anderen unterscheidbar macht, auf die neue Situation übertragen wurde.

Die Angst wurde also nicht ohne die üblichen Bedingungen ausgelöst, sondern irgendein Merkmal einer aktuellen Situation hat zu einer Repräsentation einer früheren Situation geführt, das jene Auslösebedingungen aufweist. Wenn die Auslösebedingungen vorliegen, also die Tiefenstruktur der Bedeutung einer Emotion für eine Person erfüllt ist, dann folgt die entsprechende Emotion automatisch, unabhängig davon, ob diese Bedingungen Ergebnis einer aktuellen Einschätzung sind oder von einer früheren Situation stammen. Wenn jedoch einer Person die Verbindungen zwischen den Auslösebedingungen und ihrer eigenen emotionalen Reaktion nicht bewusst sind, diese Reaktion also nicht in Raum, Zeit und

Kontext eingeordnet werden kann, ist sie einer rationalen Analyse schwerer zugänglich und änderungsresistenter (vgl. Clore & Ortony 2000).

5 Stimmungen

Der wichtigste Unterschied zwischen Emotionen und Stimmungen besteht darin, dass Stimmungen nicht gegenstandsspezifisch sind, d.h. ihr Objekt steht nicht im Zentrum des Bewusstseins. Man ist z.B. „guter Laune“ oder „gereizter Stimmung“, ohne dass der Grund der jeweiligen Stimmung gegenwärtig (fokal) ist – manchmal weiß man auch gar nicht, woher die eigene Stimmung rührt bzw. ist sich ihrer nicht reflexiv bewusst. Stimmungen können affektive Residuen von spezifischen Emotionen sein: Nachdem z.B. ein konkretes Ärger-Erlebnis „verraucht“ ist, rückt das Ärger-Objekt irgendwann von einer *Figur* in einer „Figur-Hintergrund-Anordnung“ zum *Hintergrund*, wird also u.U. zur gereizten Stimmung. Neben Körpergefühlen (wie Hunger, Müdigkeit o.ä.) können auch ästhetische Erlebnisse (wie z.B. Musik) bestimmten Stimmungen zugrunde liegen.

Stimmungen begünstigen das Erleben nachfolgender Emotionen gleicher Bewertungsqualität und erschweren das Erleben von Emotionen diskrepanter Bewertungsqualität: In „gereizter Stimmung“ genügen schon geringfügige Widrigkeiten, um sich wieder zu ärgern; umgekehrt schwebt eine „frisch verliebte“ Person „wie auf Wolken“ und lässt sich auch durch kleinere Ärgernisse nicht aus ihrer guten Stimmung herausbringen.

Aber Stimmungen beeinflussen nicht nur die Bereitschaft zu bestimmten nachfolgenden Emotionen, sondern auch nachfolgende *Urteile*: In guter Stimmung wird fast alles besser beurteilt als in schlechter Stimmung. Nach der *Stimmung-als-Information-Hypothese* (vgl. Schwarz & Clore 2003) schließen Informationen, auf deren Grundlage Urteile und Entscheidungen getroffen werden, routinemäßig auch Informationen aufgrund affektiver Gefühle mit ein, v.a. aufgrund von Stimmungen. So wird etwa an sonnigen Tagen die eigene Lebenszufriedenheit signifikant höher eingeschätzt als an grauen Regentagen. Dies gilt allerdings nur, solange die Aufmerksamkeit der Beurteiler nicht auf den wirklichen Grund für diese Einschätzung gerichtet wird. Bewertende Urteile implizieren also, dass die beurteilenden Personen sich implizit fragen, wie sie sich angesichts des zu beurteilenden Objekts fühlen. Dabei interpretieren sie ihre jetzigen affektiven Gefühle als Reaktion auf das Bewertungsobjekt und urteilen daher günstiger bei guter und ungünstiger bei schlechter Stimmung. Dies gilt, solange der Informationswert der Stimmung nicht diskreditiert wird, die

Stimmung also nicht einem ganz anderen Anlass zugeschrieben wird. Stimmungen eignen sich genau aus dem Grund für solche Urteilsbeeinflussungen, weil sie relativ undifferenzierte affektive Gefühlszustände sind und ihr Grund bzw. Objekt nicht fokal ist. Als Ergebnis können sie leichter irrtümlich irgendeinem Objekt zugeschrieben werden. Die Erklärung dafür ist dieselbe wie für die Wiederherstellung von Emotionen aufgrund von sublimalem Priming (s.o.): Die semantischen Bedeutungen der mit Stimmungen verbundenen affektiven Gefühle sind nicht durch ein episodisches Geschirr begrenzt, sie können sich daher gewissermaßen „frei flottierend“ an irgendein anderes Beurteilungsobjekt heften (Clore und Ortony 2000).

6 Ausblick

Seit ihrer Gründung als akademischer Disziplin stand die Psychologie im Spannungsfeld zwischen einer naturwissenschaftlichen und einer geistes- bzw. sozialwissenschaftlichen Zugangsweise zum Menschen. Lange Zeit konnte diese Spannung thematisch und methodisch fruchtbar gemacht werden. Gegenwärtig allerdings mehren sich die Anzeichen, dass die Psychologie sich immer mehr zu einem rein naturwissenschaftlichen Fach positioniert. So werden frei werdende Professuren der Psychologie immer häufiger „neuropsychologisch“ umdenominiert. Auch in der Emotionspsychologie gewinnt die neurowissenschaftliche Betrachtungsweise zunehmend an Einfluss. Dies ist natürlich nicht unabhängig von der steigenden Tendenz zur Kommerzialisierung und Ökonomisierung der Wissenschaften allgemein zu betrachten (vgl. Laucken 2002). Eine biologisch bzw. neurowissenschaftlich ausgerichtete Psychologie ist potentiell wirtschaftlich interessant, ihre z.B. neuropharmakologischen Erkenntnisse sind ökonomisch unmittelbar verwertbar.

So wichtig eine Erweiterung unseres psychologischen Wissensspektrums durch neuropsychologische Erkenntnisse auch ist, so sehr ist eine neurowissenschaftliche Dominanz der Psychologie abzulehnen. Das Analyseniveau der sozial- bzw. geisteswissenschaftlichen Psychologie ist eigenständig und nicht auf neurobiologische Vorgänge reduzierbar (s. Laucken 2003). Daher sollten sich beide Ansätze, der naturwissenschaftliche und der „semantische“, gegenseitig ergänzen und nicht zu ersetzen suchen.

Literatur

- Averill, J. R. (1982). *Anger and aggression: An essay on emotion*. New York: Springer.
- Bargh, J. (1997). Automaticity in everyday life. In R. S. Wyer (Ed.), *Advances in social cognition*. Vol. 10, pp. 1-61. Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum Ass.
- Bonanno, G. A. & Keltner, D. (2004). The coherence of emotion systems: Comparing “on-line” measures of appraisal and facial expressions, and self-report. *Cognition and Emotion*, 18 (3), 431-444.
- Cacioppo, J. T., Berntson, G. G., Larsen, J. T., Poehlmann, K. M. & Ito, T. A. (2000). The psychophysiology of emotion. In M. Lewis and J. M. Haviland-Jones (Eds.), *Handbook of emotions* (2nd Edition), New York: Guilford (pp. 173-192).
- Chwalisz, K., Diener, E. & Gallagher, D. (1988). Autonomic arousal feedback and emotional experience: Evidence from the spinal cord injured. *Journal of Personality and Social Psychology*, 54, 820-828.
- Clore, G. L. & Ortony, A. (2000). Cognition in emotion: Always, sometimes, or never? In R. D. Lane and L. Nadel (Eds.), *Cognitive neuroscience of emotion*. New York: Oxford University Press, pp. 24-61.
- Darwin, C. (1872). *The expression of the emotions in man and animals*. London: Murray.
- Ekman, P. (1999). Facial expressions. In T. Dalgleish and M. J. Power (Eds.), *Handbook of cognition and emotion*. Chichester: J. Willey & Sons (pp. 301-321).
- Fiehler, R. (1990). *Kommunikation und Emotion. Theoretische und empirische Überlegungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion*. Berlin, New York: W. de Gruyter.
- Gross, J. J. & Levenson, R. W. (1997). Hiding feelings: The acute effects of inhibiting negative and positive emotions. *Journal of Abnormal Psychology*, 106(1), 95-103.
- Jahr, S. (2000). *Emotionen und Emotionsstrukturen in Sachtexten. Ein interdisziplinärer Ansatz zur qualitativen und quantitativen Beurteilung der Emotionalität in Texten*. Berlin, New York: W. de Gruyter.
- Laucken, U. (2002). Qualitätskriterien als wissenschaftspolitische Lenkinstrumente (83 Absätze). *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research (on-line Journal)*, 3(1). Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs.htm>
- Laucken, U. (2003). *Theoretische Psychologie. Denkformen und Sozialpraxen*. Oldenburg: BIS-Verlag der Universität Oldenburg.
- Lazarus, R. S. (1991). *Emotion and adaptation*. New York: Oxford University Press.
- Levenson, R. W. (2003). Autonomic specificity and emotion. In R. J. Davidson, K. R. Scherer and H. Hill Goldsmith (Eds.), *Handbook of affective sciences*. Oxford: Oxford University Press (pp. 212-225).
- Lewis, M. & Haviland-Jones, J. M. (Eds.) (2000). *Handbook of emotions* (2nd Edition). New York: Guilford.
- Mees, U. (1991). *Die Struktur der Emotionen*. Göttingen: Hogrefe.

- Mees, U. (1997). Ein Vergleich der eigenen Liebe zum Partner mit der vom Partner erwarteten Liebe. In E. H. Witte (Hg.), *Sozialpsychologie der Paarbeziehungen* (S. 10-33). Lengerich: Pabst.
- Mees, U. (1999). Sprache, Gefühle und Handlungen. In J. Straub und H. Werbik (Hg.), *Handlungstheorie. Begriff und Erklärung des Handelns im interdisziplinären Diskurs* (S. 287-319). Frankfurt: Campus.
- Mees, U. & Schmitt, A. (2003). Emotionen sind die Gründe des Handelns: Ein zweidimensionales Modell metatelischer Orientierungen und seine empirische Überprüfung. In U. Mees und A. Schmitt (Hg.), *Emotionspsychologie: Theoretische Analysen und empirische Untersuchungen* (S. 13-101). Oldenburg: BIS-Verlag der Universität Oldenburg.
- Mesquita, B. (2001). Culture and emotion: Different approaches to the question. In T. J. Mayne and G. A. Bonanno (Eds.), *Emotions. Current Issues and Future Directions*. New York: Guilford (pp. 214-251).
- Ortony, A., Clore, G. L. & Collins, A. (1988). *The cognitive structure of emotions*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Otto, J. H., Euler, H. A. & Mandl, H. (Hg.) (2000). *Emotionspsychologie. Ein Handbuch*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Rimé, B., Finkenauer, C., Luminet, O., Zech, E. & Philippot, P. (1998). Social sharing of emotion: New evidence and new questions. *European Review of Social Psychology*, 9, 145-189.
- Scheele, B. (2003). Rationale Gefühle. In N. Groeben (Hg.), *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie. Bd. II: Objekttheoretische Perspektiven. 2. Halbbd.: Situationsbezug, Reflexivität, Rationalität, Theorieintegration* (S. 233-272). Münster: Aschendorff.
- Scherer, K. R., Schorr, A. & Johnstone, T. (Eds.) (2001). *Appraisal processes in emotion. Theory, methods, research*. Oxford: Oxford University Press.
- Schwarz, N. & Clore, G. L. (2003). Mood as information: 20 years later. *Psychological Inquiry*, 14 (3&4), 296-303.

Autoreninformation

Ulrich Mees, Professor für Allgemeine Psychologie II (Emotion, Motivation, Handlung, Lernen) an der Universität Oldenburg.

Aktuelle Forschungsschwerpunkte: Metakognitive Orientierungen in unterschiedlichen Handlungsbereichen (z.B. Aggression in der Schule; Lern- und Leistungsmotivation); Inhaltsanalyse emotionsrelevanter Texte; Theorien der Emotionspsychologie

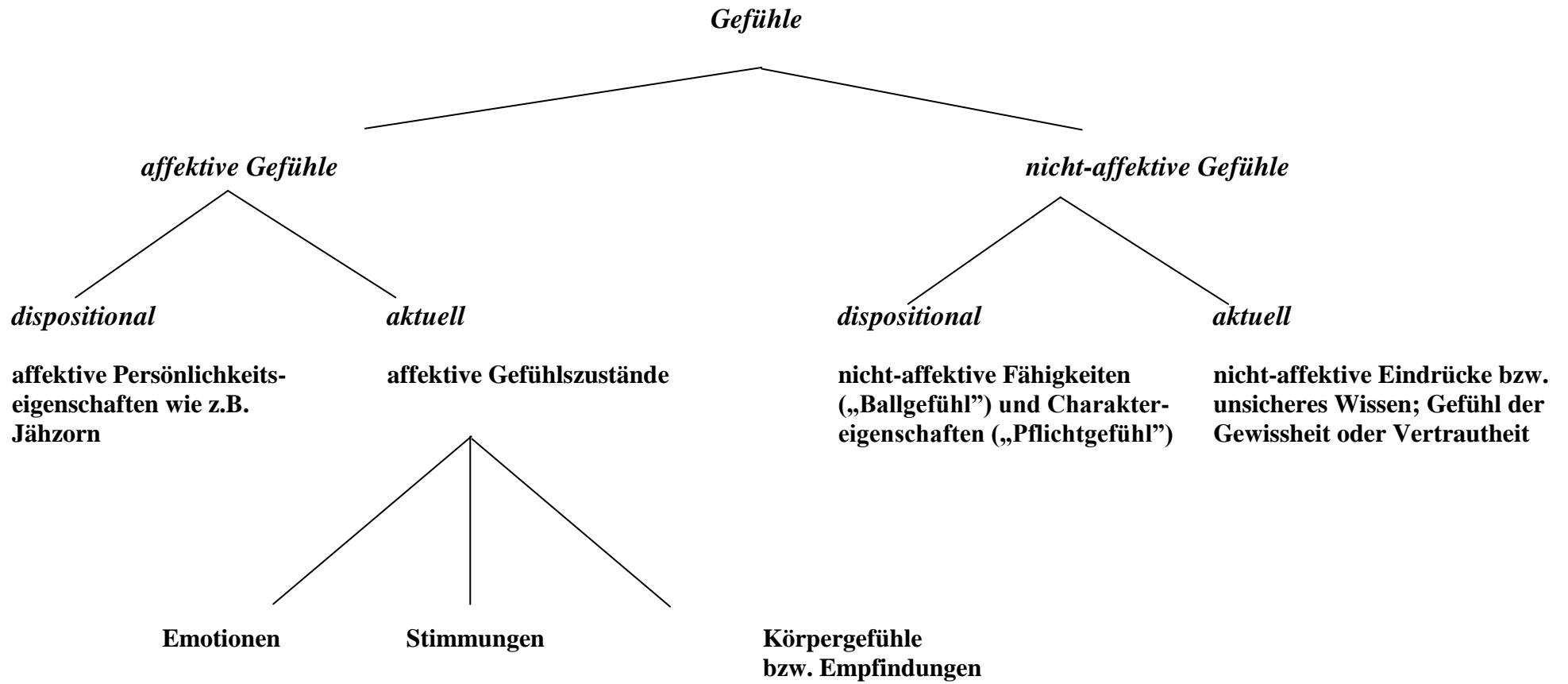


Abb. 1: Affektive und nicht-affektive Gefühle

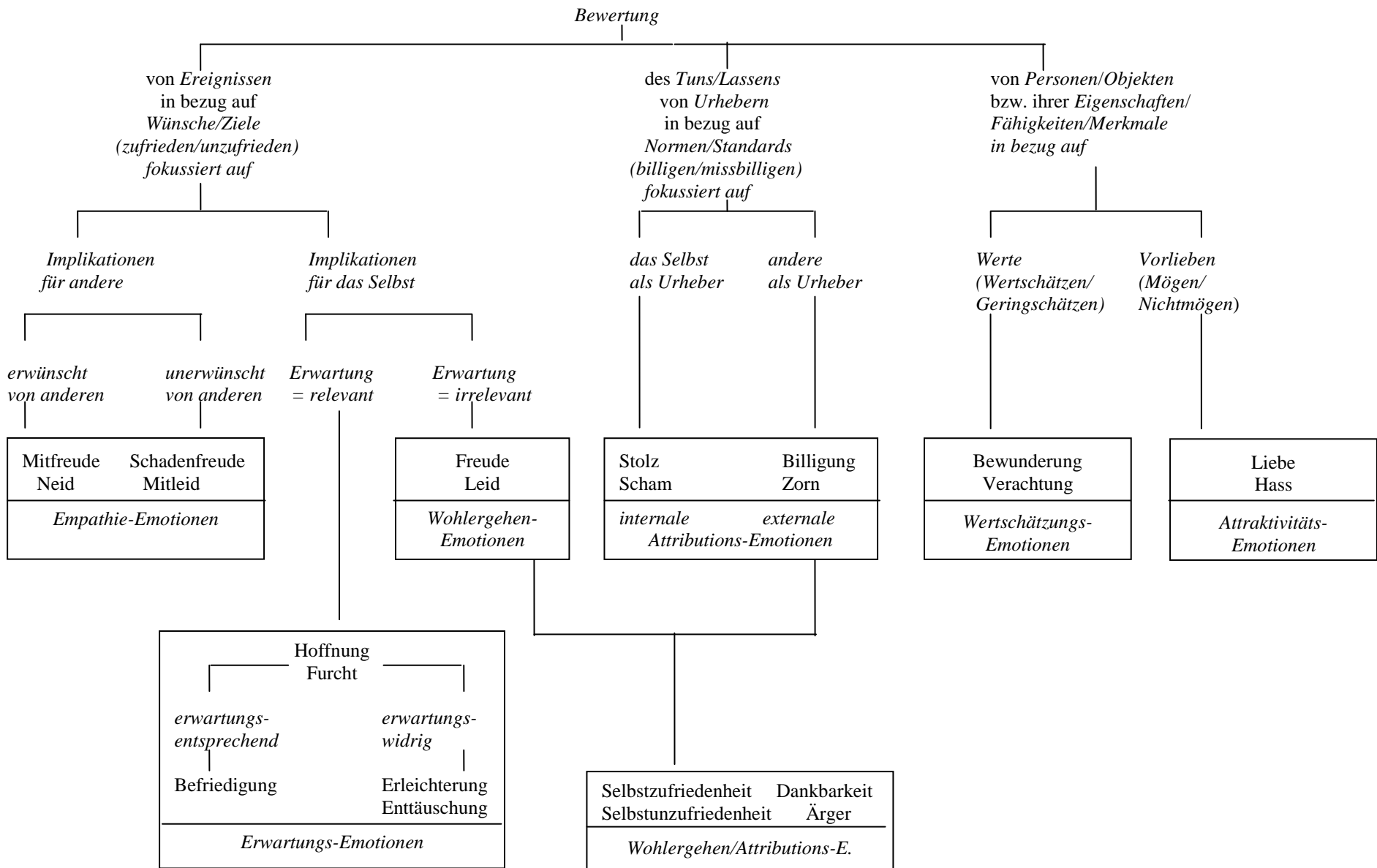


Abb. 2: Gesamtstruktur der Emotionstypen (vgl. Mees 1991, S. 55; modifiziert nach Ortony, Clore & Collins 1988, S. 19)